

iHola!

Traugott Roser

bei Kilometer 410

Mit allen Sinnen auf dem Jakobsweg



V&R



Traugott Roser

¡Hola! bei Kilometer 410

Mit allen Sinnen auf dem Jakobsweg

Mit 17 Abbildungen

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2021, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG,
Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung vorn: © Gerhard Reus/Adobe Stock;
Umschlagabbildungen hinten: © Traugott Roser
Innenabbildungen: © Traugott Roser; S. 238–239: © Lora Sutyagina/Adobe Stock

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen
EPUB-Produktion: Lumina Datametics, Griesheim

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-647-99475-8

Inhalt

Ein langer Weg zum Weg

Nicht mehr als ein Zehntel – angstfrei packen
Los geht's
No More Champagne
Ein Sonntag in Bayonne

Teil 1 - Der physische Camino

Völkerwallfahrt
Ein überwältigender Auftakt – Tag 1
Im Regenwald – Tag 2
Camino-Original - der Kirchenrestaurator
Die Herbergen und ihr Preis – Nacht 3 und noch viele weitere Nächte
Wunder in Pamplona oder Wie ich vom Kult zum Kulinarischen finde – Tag 4
Camino-Original Diégo - dem Hunger entflohen, um andere zu nähren
Der Camino sorgt für dich – Tag 4 und 5 (von Pamplona nach Puente la Reina und weiter)
Pilgerbruder Nathen, der Musiker

Teil 2 - Der psychische Camino

Nadeln – Tag 6 (von Azqueta nach Torres del Rio)
Camino-Original - der Techno-Pilger
Der Tag der Sieben Schmerzen – Tag 7 (auf dem Weg nach Logroño)

*Pilgerbruder Eugen oder Von einem, der auszog, das
Leben zu finden*

38 Kilometer und die dunklen Seiten der Seele – Tag 8

Camino-Original – der Pro-Rollstuhl-Pilger

Begegnung am Brunnen – Tag 9

Brüder oder Die Kunst der Balance (auf innerer
Wanderschaft)

Augenschmaus – leibseelisches Lustempfinden in Santo
Domingo de la Calzada

Ein Blick in die Kirche der Zukunft – Tag 10 (auf dem
Weg von Santo Domingo de la Calzada nach Tosantos)

Wege sind dazu da, gegangen zu werden – Tag 11 und
12

Radfahren in Burgos – Tag 13

Reha-Tage in der Meseta und der Gott von Hontanas –
Tag 14

Wo Tauben hausen oder Von Tafelbergen und
geheimnisvollen Lehmbauten – Tag 15 und 16

Teil 3 - Der spirituelle Camino

Pilgeralltag in der Meseta: Buße tun – Tag 17 (bis
Ledigos)

Kilometer 410 – Tag 18 (auf dem Weg nach Sahagún)

Pilgerbruder Jörg oder Einer wie Christophorus

Ich bin kein Schotte. Aber ich gehe trotzdem im Kilt –
Tag 19

Pausentag – Fleischeslust und der Heilige Gral
(eineinhalb Tage in León)

Endlich im Flow – Tag 20 (auf dem Weg nach Hospital de
Óbrigo)

Alle Sinne weit offen – Tag 21 (auf dem Weg nach
Astorga)

Camino-Originale – der Diogenes von Santo Tobio

Kreuzweg oder Loslassen können – Tag 22 (am Cruz de
Ferro)

Lektionen in Gastfreundschaft - Tag 23 und 24 (auf dem Weg von Foncebadón nach Ponferrada)

Höhe machen! - Tag 25

Camino-Original Leche - gestrandet auf dem Weg

Camino-Original Bademantel-Bob

Der Pilger lebt nicht vom Brot allein

Mystischer Spaziergang mit Pfannkuchen - Tag 26

Camino-Original Pfannkuchen-Carmen

Brotbeutel-Pilger oder Die letzten hundert Kilometer! - Tag 27 und 28 (über Sarria und Portomarin)

Pilgerschwester Judith

Iroschottischer Tag - Tag 29 (Umweg über Vilar de Donas)

Ein Hauch von Wanne-Eickel - Tag 30 (und eine unangenehme Mittagspause)

Ist die Bibel ein Pilgertagebuch? - Tag 31 (kurz vor Santiago)

Pilgerschwester Belle - die handfeste Schöne aus Kanada

Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! - Tag 32 (ankommen in Santiago de Compostela)

Zwei Tage im Rausch

Pilgerbruder Stefan, der Ritter

Heimweg - Zeit, ein doppeltes Fazit zu ziehen

Bilanz Teil 1 - Irrweg Jakobsweg

Bilanz Teil 2 - wenig gesucht, viel gefunden

Anmerkungen

Danke

Landkarte - der Camino Francés

Ein langer Weg zum Weg

Wann genau ich zum ersten Mal daran gedacht habe, mich selbst auf den Jakobsweg zu machen, weiß ich gar nicht mehr. Hape Kerkelings Buch habe ich schon kurz nach dem Erscheinen verschlungen; auch Paulo Coelhos Buch habe ich gelesen, aber daran kann ich mich nicht mehr gut erinnern (außer dass da irgendwas mit wilden Hunden und allerlei mystischem Gewaber war). Um Shirley MacLaines Bestseller habe ich einen weiten Bogen gemacht. Schließlich bin ich evangelischer Theologe und wollte mit esoterischen Ratgebern nicht meine Zeit verbringen.

So, liebe Leserin, lieber Leser, jetzt wissen Sie, mit wem Sie es hier zu tun haben. Mit einem durchaus voreingenommenen, um nicht zu sagen naserümpfenden Akademiker, der das Phänomen »Jakobsweg« zunächst als Bücherfresser zur Kenntnis nahm und nicht dachte, sich tatsächlich einmal selbst auf diesen Weg zu begeben. Obwohl mir das Wandern eigentlich naheliegt, als gebürtigem Franken, der seit Schulzeiten gern im Gebirge unterwegs ist. Als im November 2006 nach zweijähriger Krebserkrankung mein Ehemann Jürgen starb und beerdigt war, schnappte ich mir schon am ersten Wochenende nach der Trauerfeier unseren kleinen Hund und rannte mit ihm von Lenggries auf das Brauneck und wieder zurück, um meinen Kopf freizukriegen. Im darauffolgenden März verbrachte ich zweieinhalb Wochen auf Capri, um auf der für Wanderer sehr reizvollen kleinen Insel abseits aller Touristenströme jeden Tag drei bis vier Stunden einsame Küstenwege zu gehen und auf den Gipfel des Monte Solaro

- immerhin über fünfhundert Meter über dem azurblauen Meer - zu steigen. Wandern tut der Seele gut, vor allem der verwundeten, so habe ich damals gelernt.

Aber Pilgern? Nein, auf diesen Gedanken brachte mich erst viel später ein Freund, der nach seiner Scheidung den berühmten Jakobsweg gepilgert war und dessen Augen jedes Mal, wenn er davon erzählte, zu strahlen begannen und sich zugleich mit Wasser füllten.

Den letzten Anstoß gab mein neuer Ehemann Daniel, den ich nach Jürgens Tod kennen- und lieben gelernt habe. Weihnachten 2018 schenkte er mir eine Jakobsmuschel, einen Pilgerausweis - »Credencial del Peregrino« genannt - und einen Reiseführer »Camino Francés«. »Mach den Jakobsweg in deinem Freisemester!«, sagte er und schob gleich nach: »Aber mach ihn allein!«

In der Tat: Im neuen Jahr hatte mir mein Arbeitgeber, die Universität Münster, ein Freisemester zu Forschungszwecken bewilligt. Ein Forschungsfreisemester, geisterte es wochenlang durch meinen Kopf. Kann, darf ich das überhaupt mit einer Pilgertour verbringen? Müsste ich nicht entsagungsreich in einer Bibliothek am Schreibtisch sitzen, Literatur wälzen und ein lohnendes Forschungsprojekt aussuchen? Oder wenn schon Reisen: dann doch zu einer anderen Universität irgendwo im Ausland, um ein paar Vorträge zu halten. Irgendetwas, wofür man in der feinen, aber doch überschaubar kleinen »scientific community« evangelischer Theologen und Theologinnen respektiert würde. Pilgern wäre da durchaus ein Thema, aber dann eher in historischer Perspektive: »Martin Luthers Kritik am mittelalterlichen Pilgerwesen« wäre ein Thema, wenn ich Professor für Kirchengeschichte wäre. »Pilgern in den Weltreligionen« würde sich für einen Religionswissenschaftler anbieten. Aber auch das ist nicht mein Fach. »Spirituelle, kirchliche und touristische Perspektiven des Pilgerns in Deutschland« würde sich

schon eher eignen, aber unter diesem Titel ist bereits ein Sammelband erschienen.

Allerdings, mein Gebiet im normalen Forschungsleben ist ja sogar das weite Feld der Spiritualität, aber vor allem im Zusammenhang mit Krankheit, Sterben und Trauer. Die erste Professur, die ich mir mit einem katholischen Kollegen teilte, war an einer medizinischen Fakultät und trug Spiritualität im Titel. Unsere Forschung befasste sich mit Fragen, wie Glaube, Religion und Spiritualität dabei helfen, mit Krankheit und Leid umzugehen. Wir haben sogar eine Zeitschrift unter dem Titel »Spiritual Care« (so hieß auch die Professur) auf den Markt der Fachjournale gebracht. Wer also, wenn nicht ich, sollte sich Zeit nehmen dürfen zur Erforschung von Spiritualität? Vielleicht ist es ja gar nicht verkehrt mit der eigenen Spiritualität zu beginnen? So zumindest versuchte ich mich meinen Kollegen und Kolleginnen gegenüber zu rechtfertigen, auch wenn sie mich gar nicht danach fragten. Aber schließlich bin ich Protestant, und da verlangt das mit der Muttermilch aufgesogene und gleich danach durch Erziehung eingetrichterte Arbeitsethos, dass man auch Auszeiten zur Pflichterfüllung nutzt. Das Pilgern während des Forschungsfreisemesters also war geklärt.

Jetzt nur noch die Frage: Welchen Pilgerweg sollte ich gehen? Das Pilgermagazin, das mir mein fürsorglicher Mann besorgt hatte, zählte viele Routen auf, die meisten natürlich auf der iberischen Halbinsel. Musste es überhaupt der Jakobsweg sein, der zum Grab des Apostels Jakobus in Santiago de Compostela führt? Ein katholisches Land als Spanien und ein katholisches Ziel wäre wohl kaum denkbar. Sollte ich es nicht eher mit Jerusalem versuchen? Aber dort war ich schon ein Dutzend Mal gewesen. Und wenn ich nochmal dorthin reise, zu welchem der vielen Ziele in Jerusalem - Grabeskirche, Erlöserkirche, Klagemauer - würde ich dann pilgern

wollen, wenn es überhaupt ein Ziel geben musste? In der ZEIT hatte ich vor Jahren einmal von einem spannenden Dorf in den italienischen Abruzzen gelesen, Manoppello, in dessen Kirche das »Volto santo« ausgestellt ist: Ein geheimnisvolles Tuch aus Muschelseide, gewoben aus Byssusfäden (ein Sekret aus den Fußdrüsen unterschiedlicher Muschelarten), trägt das Abbild des Gesichts eines jungen Mannes mit offenen Augen, das man für das Antlitz Jesu hält. Wandern in den italienischen Bergen verspräche einige Tage großartige italienische Küche, Panoramen aus dem Land, in dem die Zitronen blühen, und am Ende die Begegnung mit einem geheimnisvollen Bild, das Jahrhunderte lang großen Künstlern wie Hieronymus Bosch oder Rembrandt die Vorlage für ihre Christusbilder lieferte. Dieser Pilgerweg ist nicht allzu vielen Menschen bekannt. Würde ich ihn gehen, könnte ich wenigstens auf ein etwas exklusiveres Unterfangen verweisen. Der Jakobsweg in Spanien gilt vielen als überlaufen. Um nicht zu sagen: Manche halten ihn für banal. Massentourismus oder exklusive Studienreise.

Genau das war am Ende das ausschlaggebende Argument: Wenn ich etwas über das Pilgern wissen wollte, dann musste es gerade der ausgelatschte Weg sein, auf dem Krethi und Plethi unterwegs sind und Erfahrungen machen, für die sie kaum Worte finden, auf dem - angeblich - Unterschiede in Herkunft und Bildungsgrad keine Rolle spielen und mit einem Ziel, das ich noch nicht kannte. Schlicht: Ich hatte trotz aller Lektüre keine Ahnung vom Jakobsweg - und genau das reizte mich. Ausgelatschte Pfade haben außerdem den Vorteil, dass sie Infrastruktur bieten, Pensionen, Gasthäuser und Apotheken. Und wenn es mir nicht gefallen würde, könnte ich ja jederzeit abbrechen.

Im Spätsommer wollte ich losgehen, in Zeiten des Klimawandels am besten mit dem Zug, den ich problemlos und – weil frühzeitig – günstig bis Biarritz buchen konnte. Eine Übernachtung in Bayonne, dem Ort, von dem aus man mit einer Regionalbahn direkt zum Startpunkt des Camino Francés aufbrechen kann, konnte ich per Internet reservieren. Alles andere würde sich ergeben. Am Sonntag, den 8. September, wollte ich in Saint-Jean-Pied-de-Port ankommen und mich auf den Weg machen.

Wenn mir der Jakobsweg nicht gefiele, so sagte ich bis zum Abend vorher meinem Mann, würde ich einfach abbrechen und mir ein paar schöne Wochen in Spanien machen: Biarritz hätte ich dann ja schon gesehen und bestimmt auch ein paar Austern gegessen. Bilbao wäre nicht weit weg, da könnte ich das Guggenheim-Museum besichtigen. Mir würde schon nicht langweilig. Mein Mann nickte und sagte klärend: »Du kommst mir jedenfalls nicht vor der Zeit nach Hause!« – Er fand es an der Zeit, dass ich mal etwas für mich allein tue, ohne ihn, ohne eine Bibliothek in der Nähe und vor allem ohne meinen Computer und, am entscheidendsten, ohne E-Mail-Postfach. »Willst du nicht doch mitkommen?«, fragte ich zögerlich noch eine Woche vor der Abreise. Fünf Wochen getrennt, nur durch einen Nachrichtendienst verbunden, wenn es WLAN oder Mobilfunk gibt. »Auf keinen Fall!«, lautete seine Antwort: »Jeder geht seinen Jakobsweg allein. Wenn wir da zusammen gehen, dann reichen wir am Ende wahrscheinlich die Scheidung ein. Du gehst deinen und ich gehe meinen.« Punkt. Diskussion beendet.

Er wusste, was er sagte. Im Jahr zuvor hatte er seinen Weg begonnen mit einer Wanderung von Bremen in zwei Wochen bis nach Dortmund. Wir hatten uns zwischendrin gesehen, als er Station in Münster machte und der Einfachheit halber zu Hause übernachtete. Das hatte ihn beinahe aus dem Tritt gebracht, in den er sich auf den

Waldwegen allmählich eingelaufen hatte und bei dem er seinen eigenen Schritt gefunden hatte. Wir waren schon einmal drei Tage zusammen auf dem Jakobsweg zwischen Hamburg und Bremen gewandert – das war sehr schön, aber wir merkten: Wenn wir gemeinsam gehen, achtet jeder mehr auf die Schrittfrequenz des anderen als auf das eigene Tempo. Man nimmt Rücksicht, ob der andere mitkommt oder ob er schneller voranschreiten will. Da vergisst man am Ende das eigene Tempo und bekommt möglicherweise schlechte Laune. Es ergab also Sinn: Ich gehe meinen Weg und ich gehe ihn allein. Die Tage vor der Abreise waren gut gefüllt. Mein Büro habe ich aufgeräumt, den Schreibtisch geleert (vielleicht das erste Mal in vier Jahren). Das war an der Zeit – und wer weiß, ob ich wieder komme? Jetzt muss ich nur noch mein inneres Chaos aufräumen, und dafür habe ich fünf Wochen Zeit. Dank der Hilfe Istváns, eines technisch versierten Studenten, gelang es mir, in meinem beruflichen E-Mail-Postfach eine Abwesenheitsnotiz einzurichten:

*Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleg*innen und Freund*innen! Bis Ende Oktober bin ich beruflich im Ausland und habe keinen Zugriff auf meine E-Mails. In dringenden Fällen wenden Sie sich bitte an meine Mitarbeiterin Frau Rüdiger.*

Natürlich habe ich ein wenig geschwindelt und einen beruflich bedingten Auslandsaufenthalt vorgeschoben. Ich wollte nicht jeder und jedem auf die Nase binden, dass ich jetzt den Jakobsweg gehe. Hape Kerkeling hat schließlich auch einfach gesagt: »Ich bin dann mal weg.« Mit Frau Rüdiger im Sekretariat meines Seminars hatte ich vereinbart, dass sie alle Anfragen und E-Mails abwehren sollte und mich nur in dringenden Notfällen per SMS anfunken würde. Wir könnten dann zu einem bestimmten

Zeitpunkt telefonieren und alles regeln (was übrigens weniger oft geschah als ich Zehen an meinen Füßen habe). Das Mobiltelefon nahm ich also mit, trotz der Askeseempfehlungen der Pilgerratgeber. Ich sollte es nicht bereuen.

Nicht mehr als ein Zehntel - angstfrei packen

Vor dem Aufbruch in die Ferne steht das Packen. Und davor die Anschaffung eines geeigneten Rucksacks. Ist der einmal ausgewählt und dem Rücken des Trägers angepasst, darf in seine Tiefen hineingestopft werden, worauf der Pilger oder die Pilgerin in den kommenden Wochen nicht verzichten mag. Je nach Volumen des guten Stücks ist der Raum begrenzt. Was muss mit, was darf mit? Und worauf sollte man beim Packen tunlichst verzichten?

Die Ratgeberliteratur zum Pilgern füllt längst mehrere Regalmeter. Was da nicht alles empfohlen und wovor nicht alles gewarnt wird! Mir reichte als Leitfaden am Ende ein minimalistisches DIN-A4-Blatt, das einem Pilgermagazin aus dem Pilgerbüro in Münster beigelegt war. Eine Liste von Gegenständen, die man im Rucksack dabei haben sollte. Eigentlich war es eine Tabelle, in deren rechte - freigehaltene - Spalte ich das jeweilige Gewicht des vorgeschlagenen Gegenstands eintragen konnte. Der Lernerfolg stellte sich schnell ein: Nicht mein Wunsch, was ich gern dabei hätte, war Richtschnur. Oberstes Gebot war und ist das Einsparen von Gewicht. Jedes Gramm weniger erleichtert den Gang, jedes Gramm mehr macht die Wanderschaft beschwerlicher. Am Ende sind es gar nicht die Wünsche, die durch das Zusatzgewicht bewertet und schließlich verworfen werden, sondern es sind die Ängste

und Befürchtungen der Pilgernden. Je mehr ich mir Sorgen mache, was mir auf dem Weg alles passieren könnte, umso mehr packe ich ein. Wenn ich Angst vor verdreckten Herbergen habe, nehme ich neben meinem Schlafsack noch ein extra Bettlaken mit, das Parasiten abschrecken soll, von einer versifften Matratze in meinen sauberen Schlafsack einzudringen. Dazu noch ein Desinfektionsspray oder Mottenpulver. Wenn ich Angst habe, in Spanien zu verhungern, nehme ich mir einen Ring deutscher Hartwurst mit sowie Ess- und Kochgeschirr, das Outdoorläden zu horrenden Preisen anbieten.

Noch bevor ich den ersten Schritt getan habe, kommt mir schon eine wunderbare Stelle aus dem 12. Kapitel des Lukasevangeliums in den Sinn. Jesus spricht zu seinen immer wieder ängstlichen Jüngern: »Sorgt euch nicht um das Leben, was ihr essen sollt, auch nicht um den Leib, was ihr anziehen sollt. Denn das Leben ist mehr als die Nahrung und der Leib ist mehr als die Kleidung.« Dann erzählt er von Raben, die genug zu fressen haben und von Lilien, die ohne eigene Arbeit in schönster Blütenpracht zu sehen sind. Er empfiehlt schließlich Gottvertrauen: »fragt nicht danach, was ihr essen oder was ihr trinken sollt, und macht euch keine Unruhe [...] euer Vater weiß, dass ihr dessen bedürft. Trachtet vielmehr nach seinem Reich, so wird euch dies zufallen.« Ich sollte einem Menschen begegnen, der sich das so zu Herzen genommen hatte, dass er gar keinen Rucksack schulterte, sondern nur einen Bademantel auf dem Leib trug und einen Plastikbeutel am Pilgerstock befestigte. Alles andere fiel ihm zu. Dieser Pilgerfreund kam auch an. Ob er sein Vertrauen freilich ganz auf den himmlischen Vater setzte oder seine eigenen Jünger geschickt als Versorgungsnetz einzusetzen wusste, ist nicht an mir zu entscheiden oder zu beurteilen.

Meine Ängste hielten sich an eine Faustregel für die Obergrenze: Zehn Prozent des Körpergewichts sind machbar, wobei der Rucksack mit eingerechnet ist. Das macht bei mir etwas mehr als neun Kilogramm, denn ich wog vor Antritt der Pilgerreise um die 93 Kilo - ganz sicher zu viel Gewicht für meine Körpergröße von 1,77 Meter. Der Bauchumfang war entsprechend. Zu meiner Entschuldigung sei gesagt: Ich bin Franke (das bedeutet Wurst, Lebkuchen und süffiges Bier). Und ich bin der Viertgeborene von vier Brüdern! Da musste ich schon in der Kindheit sehen, wo ich bleibe. Zu Hause wurde um jede Scheibe Gelbwurst gekämpft. Mein Übergewicht ist also sowohl genetisch als auch psychologisch zu begründen. Berufsbedingtes Sitzen hilft auch nicht eben dabei, ein gesundes Gewicht zu erreichen. Jetzt hatte das Übergewicht ja etwas Gutes: Ich durfte etwas mehr als neun Kilo mitnehmen - was, wenn ich Idealgewicht gehabt hätte?

Ich durfte also packen - außer den Dingen, die ich am Leib trug: zwei Paar dicke Socken (eines konnte ich bald verschenken, weil es überflüssig war), zwei T-Shirts und zwei Unterhosen, eine lange Unterhose zum Schlafen und für kalte Tage - alles federleichte Funktionswäsche, ein Fleecepulli, eine Zip-Off-Hose, ein Mikrofaserhandtuch, eine neongelbe Windjacke, ein Regenponcho und ein faltbarer Mini-Regenschirm. Als Schreibgerät, mit dem ich Tagebuch führen wollte, würde das Mobiltelefon dienen. Dazu der Kleinkram, den ich nicht im Detail aufzählen muss. Weil ich einen extra leichten Daunenschlafsack hatte, konnte ich neben dem Reiseführer noch ein dickes Taschenbuch mitnehmen. Immerhin wartete eine lange Zugfahrt auf mich. Am Ende, das sei schon verraten, habe ich den Roman »Machandel«, obwohl er sich spannend las, nicht geschafft. Es gab einfach zu viel zu erleben, als dass ich mich in Fremdes hätte hineinlesen können. Die Angst

vor Langeweile war unbegründet. Hatte Jesus nicht auch gesagt: »Sorgt euch nicht, was ihr lesen werdet?!«

Nur 7,9 Kilo wog mein Rucksack, ohne Wasser und Wanderschuhe. Letztere würde ich ja vom Moment der Abreise schon an den Füßen tragen. Im Rucksack dazu ein paar grüne Flip-Flops, wenn ich die Wanderschuhe ablegen würde, gegen die Angst vor Fußpilz in Herbergsduschen oder Glasscherben auf Straßenpflaster am Abend. Meine Flip-Flops zierte ein Papageienmotiv. Ich hatte sie vor 15 Jahren von einer Brasilienreise mitgebracht und hing an ihnen. Ein wenig sentimental bin ich halt schon. Mit vielen Gegenständen, die ich mitnahm, verbindet sich eine Erinnerung - zumindest macht es meine Ängste nicht gar so offensichtlich ... Zu den 7,9 Kilo kam noch das Essen für die lange Zufahrt von Münster bis Bayonne. Aber das würde dann noch vor der ersten Pilgeretappe ins Körperinnere gewandert sein und also auch nicht ins zu schulternde Gewicht fallen. Man merkt, ich bin geübt darin, mit einer Gewichtswaage um jedes Gramm zu feilschen.

Eines habe ich aber noch zu erwähnen vergessen: In den Rucksack steckte ich einen Stein, den ich am Cruz de Ferro ablegen wollte, einem hoch aufgerichteten Kreuz irgendwo auf dem Weg nach Santiago. Ich hatte gelesen, dass es eine alte Pilgertradition sei, dort einen Stein als Symbol für eine seelische Last abzulegen. Eine Sorge sollte ich loswerden können, auch wenn ich noch gar nicht wusste, welche das war. Zumindest den Stein hätte ich schon mal dabei.

Los geht's

Es ist ein früher Samstagmorgen. 6:27 Uhr. Daniel, mein Mann, bringt mich zum Bahnhof und verabschiedet mich.

Vorher schärft er mir noch einmal ein: »Ich will dich vor Ablauf der fünf Wochen nicht wiedersehen.« Offensichtlich hat er etwas vor. Aber ich ja auch.

Für die Zugfahrt über Köln und Paris habe ich mich bewusst entschieden, nachdem Raimund Joos in seinem Pilgerbuch verschiedene Formen der Anreise beschrieben hatte. Von Bayonne, unweit vom Badeort Biarritz entfernt, gäbe es eine gute Zugverbindung zum Ausgangsort Saint-Jean-Pied-de-Port. Man könnte auch mit dem Flugzeug anreisen, aber ich trete meinen Pilgerweg im Sommer der Fridays-for-Future-Proteste an. Und wenn jemand Zeit hat, dann ich. Und weil ich früh buche, konnte ich mir auch noch ein Ticket 1. Klasse leisten. Wenn schon Asket, dann doch bitte mit ein wenig Glamour.

No More Champagne

Auf der Reise bleibe ich auf der Erde – sie vergeht trotzdem wie im Flug. Ein paar Seiten nur in meinem Roman und gut versorgt mit Essbarem, komme ich in Windeseile im Baskenland an. Ein Zimmer habe ich mir in der Altstadt vorgebucht, mitten im ehemals jüdischen, heute alternativ angehauchten Quartier. Ich will mich eh nicht hier aufhalten, denn den Glamourteil meiner Reise will ich gebührend begehen und am Abend auf der Flaniermeile von Biarritz ein halbes Dutzend Austern und ein Glas Champagner schlürfen. Und schon kommt es anders: Der Zug kommt später an als geplant, die Fahrt mit dem Bus nach Biarritz müsste ich im Finstern machen. Und außerdem zieht ein Gewitter auf, das heftigen Regen mit sich bringt. Bayonne hat ja auch Restaurants, denke ich, auf Austern muss ich nicht verzichten. Sechs Stück und ein kleines Gläschen Schampus sind es dann, bei Regen unter einer tropfenden Markise. Von Glamour keine Rede. Mich

beschleicht das Gefühl, dass ich mit meinem Pilgeroutfit den Zugang zur Welt der Luxusreisenden verloren habe. Was wollte ich eigentlich in Biarritz?

Ein Sonntag in Bayonne

In Bayonne habe ich viel Zeit. Es ist nun Sonntagmorgen, ich bin früh aufgestanden, muss aber feststellen, dass der Zug nach Saint-Jean-Pied-de-Port erst am Nachmittag fahren wird. Also entscheide ich mich, den Gottesdienst in einer örtlichen Kirche zu besuchen. Was soll man sonst am Sonntagfrüh in einer verschlafenen Hafenstadt machen? Gottesdienst ist immer eine gute Option. Ich gehe schnurstracks zur Kathedrale, ein beeindruckender Bau, Gotik zum Niederknien, was wahrscheinlich auch der Absicht der Bauherren entsprach: Wer kniet, macht keinen Ärger. Die Messe heute ist sehr mäßig besucht, von vielen älteren Menschen. Nur drei jüngere sind dabei, wobei ich alle unter 60-Jährigen dazu zähle (schließlich fühle ich mich ja noch jung, meistens jedenfalls). Es gibt keine Ministranten, schon gar keine Ministrantinnen, nur einen einsam agierenden Priester, der sein diamantenes Weihejubiläum schon vor langer Zeit gefeiert haben dürfte. Er spricht trotz Kraftanstrengung mit brüchigdünner Stimme. Als ich schließlich zur Kommunion gehe und ihm unter die Augen trete, erkenne ich scharfgeschnittene Gesichtszüge und einen stechenden Blick: Mit dem ist wahrscheinlich nicht zu spaßen. Aber es ist mit seiner liturgischen Präsenz wie mit der Orgel: Es reicht eine verstimmte Pfeife, um alle Kraft, alle Macht verpuffen zu lassen. Es klingt alles schräg. Schade eigentlich. Gesegnet und gestärkt für meine Pilgerschaft fühle ich mich nicht.

Zweiter Versuch. Ich stoße im alten jüdischen Quartier auf eine wunderschön einfache romanische Kirche, dem

heiligen Antonius geweiht. Eine Quartiersgemeinde, normal. Alles nahe, kein Prunk, aber weil alles so nachbarschaftlich ist, wie eine Ladenkirche in Berlin, fühle ich mich fremd und gehe bald wieder.

Ich schlendere hinüber ins baskische Quartier und stehe plötzlich vor der Andreaskirche, einem typisch historisierenden Bau aus dem 19. Jahrhundert. Dritter Versuch. Die Kirche ist rappellvoll, Menschen stehen bis zur Tür. Kinder und Familien sind da, viele Ministranten, Mädchen inklusive, wirken mit. Das Orgelspiel dominiert nicht, sondern es ist Gemeindegesang zu hören. Und vorn steht ein Priester, vielleicht Ende 50 - das ist ja noch sehr jung (siehe oben) - und spricht verständlich in das Mikro, bewegt sich und bewegt auch mich mit seiner Stimme. Sofort ist Hoffnung zu spüren, Leben und Geist. Vor mir steht ein Mädchen auf der Kirchenbank, dreht sich um und lächelt mich an. Schade, denke ich mir: Hier ginge ich gern nochmal zur Kommunion, aber ich war schon. Das sollte doch reichen. Jedenfalls verlasse ich diesen heiligen Ort mit mehr Energie, als ich vorher hatte. Das versuche ich meinen Studentinnen und Studenten immer zu vermitteln: Gottesdienstbesucherinnen und -besucher sollen sich am Ende auf einem höheren Energielevel befinden als zu Beginn.

Drei Kirchen - und es ist noch nicht mal Mittag. Immer noch habe ich viel Zeit bis zum Zug: Da bleibt nur der Weg in eine Patisserie. Da von Hostien der Zuckerhaushalt nicht nachhaltig stabilisiert wird, muss eben ein Zuckersahnestück nachgeschoben werden. Es gab ja in der katholischen Messe noch nicht mal Wein für alle!

Um 14 Uhr dann endlich kann ich in den Zug nach Saint-Jean-Pied-de-Port einsteigen. Nun endlich soll es losgehen. Ich bemühe mich, während der Zugfahrt aus dem Fenster zu schauen und die fantastische Landschaft zu erfassen,

denn jetzt wird der Jakobsweg allmählich wirklich, physisch, echt: bergig, Wildwasser, Wald- und Wiesenstücke, ein Wechsel zwischen Sonne und Regen. Meine Aufregung steigt. Neben mich hat sich ein gutaussehender, sportlich wirkender Mann gesetzt, mit dem ich ins Gespräch komme. Er ist genauso aufgeregt. Im normalen Leben ist er Polizist in Kroatien. Schon jetzt vermisst er seine Frau und seinen achtjährigen Sohn. An die Heimat erinnert er sich selbst, indem er das Nationaltrikot der kroatischen Fußballmannschaft trägt. Bei allem Heimweh ist er genauso auf den Camino gespannt wie ich. Wie das wohl werden wird, fragen wir uns beide im Gespräch, und nicht nur wir: Wir befinden uns in einem Zug voller Pilgerinnen und Pilger, unschwer zu erkennen an ihren Rucksäcken, den Stöcken und Kappen und einer stillen Anspannung. Wie das wohl werden wird, wenn es endlich losgeht?

Teil 1 - Der physische Camino

Unter Pilgerinnen und Pilgern werden Weisheitslehren ausgetauscht als wären es Visitenkarten der Erfahrung. Dabei sind sie meistens angelesen oder stammen aus den populären Filmen über den Jakobsweg. Am Ende trägt man sie mit sich herum und weiß nicht mehr, von wem man sie das erste Mal gehört hat. Immer wieder fällt dann auf dem Camino eine dieser Weisheitskarten aus dem neuronalen Rucksack heraus und wird zur Erkenntnis des Tages. Manchmal deuten sie das, was man während ganzer Wegpassagen empfindet und erlebt. Zu den prägenden Lehrsätzen meines Camino wird die Einteilung der Pilgerreise in drei Teile: den physischen Camino, den psychischen Camino und dann das letzte Wegstück, das vor allem spirituell geprägt sein soll. Physisch erklärt sich ja von selbst: Es ist vor allem die körperliche Anstrengung der ersten Tage und Wochen, die den Anfang prägt. Bis sich mein Körper daran gewöhnt, nicht nur für kurze Wochenendwanderungen oder das Hin- und Herbewegen zwischen Bett, Stuhl, Arbeitshocker, Kühlschrank und Sofa, die immerhin einstündige Fahrradstrecke zur Universität und die täglichen Spaziergänge mit dem Hund in Anspruch genommen zu werden, sondern anhaltend eine Last auf dem Rücken fortzubewegen, dauert es eine Weile. Es sind nicht wenige Pilgerinnen und Pilger, die schon hier auf der Strecke bleiben, weil sie sich überschätzen oder weil der Weg manche überraschende Hürde bereithält, an der sie scheitern. Während dieses ersten Teils ist man einfach mit dem Hier und Jetzt beschäftigt, den unmittelbaren

Eindrücken der Natur, der Unwägbarkeit der Elemente und den elementaren Lebensbedürfnissen des Körpers: Essen, Schlafen, Gehen. Vor allem aber: den Kopf ausschalten, bis er sich von selbst wieder einschaltet.

So verstehe ich im Übrigen auch das Gebet, das Jesus seine Jüngerinnen und Jünger gelehrt hat: Bevor man in irgendeiner Weise an die eigene Psyche kommt und sich mit den Tiefen und Untiefen der eigenen Vergangenheit beschäftigt (»und vergib uns unsere Schuld wie auch wir vergeben unseren Schuldigern«), gilt es Naheliegendes, Lebensnotwendiges zu erbitten: »Unser tägliches Brot gib uns heute.« (aus dem Matthäusevangelium, 6. Kapitel) Das gilt für die Frommen ebenso wie für die religiös Unmusikalischen, ob sie nun den ersten Teil an den »Vater unser im Himmel« richten können oder nicht. Wer sich nicht um die leiblichen Bedürfnisse kümmert, kommt an die seelischen gar nicht heran.

Wenn man meint, man könne sich die ersten beiden Passagen sparen und gleich mit der spirituellen Etappe starten, wird man sich täuschen. Auch wer sich für die Minimalstrecke ab Sarria - die berühmten letzten 100 Kilometer - entscheidet, muss mit dem physischen Camino rechnen. Anders gesagt: Da muss man halt durch. So einfach ist das und doch sehr mühsam.

Völkerwallfahrt

Saint-Jean-Pied-de-Port hat etwas von einem Wartezimmer beim Arzt. Unruhig zappelnde Menschen stehen und sitzen vor dem Pilgerbüro, an dessen Wand Statistiken Auskunft geben, von welchen Kontinenten und Inseln die Pilgernden

kommen. Vielsprachiges Gemurmel erfüllt die Luft, beherrscht von Englisch und Französisch mit holländischem Akzent - denn aus den Niederlanden kommen die »Sprechstundenhilfen«, die Ehrenamtlichen, die im Pilgerbüro die Daten der von hier aus Startenden registrieren. Ich warte, bis ich an der Reihe bin. Das Warten ist unerlässlicher Bestandteil des Arztbesuchs und man ist froh, wenn man endlich zum Eigentlichen kommt. Wie in der Arztpraxis wird man von freundlichen, aber merkwürdig unkonkreten Bürokräften mit ernststen Fragen konfrontiert: Sind Sie Kassen- oder Privatpatient? Waren Sie schon einmal bei uns? Gibt es bekannte Unverträglichkeiten? Mit geübter Professionalität werden alle Ansätze des auskunftswilligen Patienten, seinem vollen Herzen schon jetzt Luft zu machen, im Keim abgewürgt. Auf die Frage, aus welchem Grund man den Camino unternehme, sind keine langen Ausführungen erwünscht, sondern nur eine Antwort, die sich als Kreuzchen in Kästchen eintragen lässt: »religiös« oder »spirituell« oder »sportlich« oder »Sonstiges«? »Wo kommst du her? Wie weit willst du gehen?« Die Sprechstundenhilfe macht keine eingehende Anamnese, sondern eine erste Vorsortierung, damit Dr. Camino nachher genauer weiß, wo er dem bange Pilger in den kommenden Therapiewochen auf den Zahn fühlen muss. Hat man die lange Schlange samt kurzer Befragung durch das ehrenamtliche Pilgerbüro-Personal hinter sich, ist der erste Stempel im Pilgerpass gesetzt und man darf sich, mit Hunderten anderer Pilger und Pilgerinnen aus aller Herren Länder dem einen Weg anvertrauen.

Von einem Ansturm von Menschen vieler Völker erzählt auch das Buch des Propheten Micha. Und ein Jakob taucht auch auf, allerdings nicht der, nach dem der Weg

Richtung Santiago benannt ist. Ich will's mal nicht so genau nehmen:

»In den letzten Tagen aber wird der Berg, darauf des Herrn Haus ist, fest stehen, höher als alle Berge und über die Hügel erhaben. Und die Völker werden herzu laufen, und viele Heiden werden hingehen und sagen: Kommt, lasst uns hinauf zum Berge des Herrn gehen und zum Hause des Gottes Jakobs, dass er uns lehre seine Wege und wir in seinen Pfaden wandeln! [...] Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen. Ein jeder wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen, und niemand wird sie schrecken. Denn der Mund des Herrn Zebaoth hat's geredet.« (aus dem Buch des Propheten Micha, Kapitel 4)

Mit »Heiden« meinen die Schriften der Bibel in der Regel die Völker, die nicht Israel sind. Israel ist ja eh schon da. Am Ende kommen also alle in friedlicher Mission zusammen und statt in Schützengräben werden sie gemeinsam unter Bäumen voller süßer Feigen liegen und sich an der Frucht des Weinstocks laben. Was für ein Bild. Menschen aus aller Welt pilgern mit einem gemeinsamen Ziel. Aber alle müssen vorher erstmal einen hohen Berg besteigen. Wahrscheinlich meint der Prophet ja nicht die Pyrenäen, die es in der ersten Etappe des Camino Francés zu überwinden gilt, aber sei's drum. Vor Wein und Feigen liegen die Mühen eines wahrscheinlich ziemlich lehrreichen Weges. Zum friedlich-sinnlichen Eindruck des Wohlverhaltens der Völkerscharen auf dem Jakobsweg gehört übrigens, dass auf der Pyrenäen-Etappe und auch später überhaupt kein Müll herumliegt.

Eine Nacht noch trennt mich von den ersten Schritten. Das kleine Städtchen Saint-Jean-Pied-de-Port sehe ich mir eher pflichtgemäß an, kann mich aber weder auf die beeindruckende Burg (ist geschlossen) noch auf die Läden einlassen: Ich muss mir ja eh nichts mehr kaufen (da sollte